

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 14 (1910)

Artikel: Alte Mauern an der Limmat
Autor: Amberger, Olga
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572166>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

aber mitgeschleppt, und wie der heiße Alkohol ihm den Körper wärmte, schaute er verwundert um sich und wankte auf ein Bild zu, das an der Wand im schmalen Rahmen hing — die Photographie des einst berühmten Adrien van Loy, und sein Körper wand sich in Schmerzen und im Krampfe.

Den Nachtschwärmern kam zuerst das Gebaren absonderlich vor, und sie wollten sich fast ausschütten vor Lachen; aber der Gesichtsausdruck, die gramverzehrten Züge machten selbst ihren veralkoholisierten Gemütern Eindruck, und Joe, der ihn von der Straße auflesen, stieß ihn an und fragte ihn, was das bedeute. Der Bettler war aufgestanden. Flammenden Auges sah er die jungen Leute an, trank mehr des berauschenden Trankes und sagte, auf das Bild zeigend: „Das war ich.“ Vor seinem Gesichtsausdruck verstummte die Lachsalve, die angestimmt wurde; wie ein Held stand er nun da, die behaarte Brust offen, das struppige Haar flatternd, und wie sich die andern um ihn scharten vor dem Schenkstisch, fing er an zu

erzählen, zuerst stoßend, dann zusammenhängend, seine eigene Geschichte, die Geschichte des Adrien van Loy.

Das Lachen war von den Gesichtern verschwunden; der und jener hatte von der seltsamen Geschichte gehört, und wie der Vagabund da berichtete, mußte es wahr sein, das fühlten sie alle. Und nun, am Schlusse seiner Tragödie raffte sich Adrien auf, griff nach der Kreide des Schenkstisches: „Das war sie, ich will sie euch zeichnen!“ Und die alte Meisterhand, die seit Jahren keinen Pinsel und keinen Stift mehr geführt, sie zeichnete und zog Linien und Striche — und Rathleens Gesichtszüge erschienen auf dem Marmorboden der Schenke. Lautlos, zitternd schauten sie ihm zu, und nun erhob er sich, und mit verzerrtem Gesichte und mit unendlicher Seelenqual wies der Verworfene auf das Bild... Ein Stöhnen, ein Aechzen rang sich aus seiner Brust — er griff sich ans Herz, er faßte mit den Händen in die Luft und fiel, laut aufschlagend, auf den harten Marmorboden, tot über Rathleens Bild...

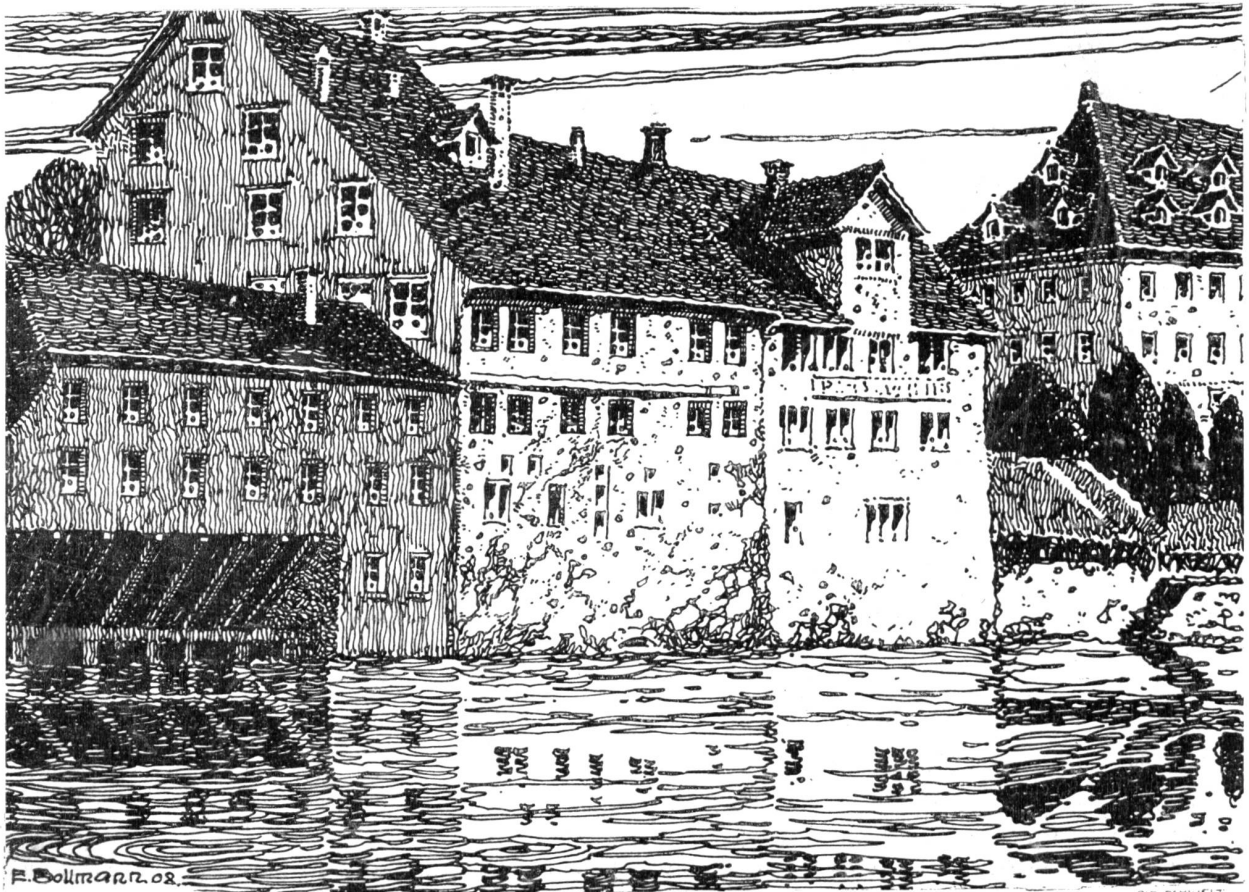
Alte Mauern an der Limmat.

Zu den vier Zeichnungen von Emil Bollmann, Zürich.

Nachdruck (ohne Quellenangabe)
verboten.

Gar manche Stadt voll strebender Schönheit birgt mitten im fließenden Leben ein altes träumendes Häuserviertel, als wäre sie eine hohe schöne Frau, die ein Schmuckstück aus verdunkeltem Golde trägt. Das Kleinod blieb ihr in der reichen Truhe ihrer Ahnen, und sie läßt sich deswegen gerne allerhand artige Guldigungen gefallen. So hegt fast jede Schweizerstadt ein altmodisch Prunkstücklein, und die behäbigen kleinen Städte sind mitunter anzusehen wie gefällige Sammelfästchen mit Altertümern. Zürich, die glanzvolle Stadt, von der die Chronik mit Genugtuung rühmt: „Sie begann zu werden schon zu Abrahams Zeiten“, hat seine alten Winkel und Häuser der Lim-

mat entlang behalten. Zwischen dem klaren grünen Streifen der Lindenhofbäume und dem glatten ruhigen Flusse zieht sich als wirksame Abwechslung das baufällige Schipfeviertel hin mit einem reichlichen Durcheinander von krummen Linien und sonderlichen Farben. Es gilt aber manchem Zürcher als ein verdrießliches Bild; denn die enge zusammengewachsenen Häuser sehen aus wie geplagte Leute, denen es an Zeit gebricht, sich täglich frisch herzurichten. Das dürrtuge Gewand hängt ihnen am Leibe, und die Haut ist verbrannt vom Sonnenstich und verwaschen vom Regen. Freilich erhalten sie dadurch jene feinen Abstufungen des fleckigen gelben Herbstla-



Die «Schipfe» in Zürich mit Pestalozzianum, rechts das Waisenhaus. Nach Federzeichnung von Emil Bollmann, Zürich.



Alte Kirche von Wipkingen bei Zürich.
Nach Federzeichnung von Emil Bollmann, Zürich.

bes, das aus Erdbraune streift und mit den grauen feuchten Nebelfarben sich mischt. Dazwischen drängt sich manchmal ein sommerlich grüner Fensterladen hervor. Die Namenschilder und Geschäftstafeln geben hier einen Strich dazu und werfen dort einen bunten Ton hinein, und die zu winzigen Erker erweiterten Fenster kleben wie durchsichtige Vogelhäuschen an den Häusern und gestalten sie so wunderbar altväterisch. Ein hohes vielsfenstriges Haus kann sich sogar mit einem großen Erker brüsten, der behaglich an der Luft hängt wie ein sauber geschnitztes Möbelstück mit seltsamen Zeichen und Schnörkeln. Ganz selbstverständlich greift das Pflaster der hügeligen Gasse in einen gewölbten Hausflur hinein und läuft gemütlich bis zu der engen niedrigen Holzterrasse. Ueber dem runden Torbogen des Hauseinganges steht das Geburtsjahr 1672 eingeschnitten, und nahe dabei lebt das „Steinböckli“ seit bald zweihundert Jahren zahm und stille eingeklemmt, während das gegenüberliegende altersschwache Haus mit vielen Holzfüßen seufzend und klagend ins Wasser taucht. Hinter den Häusern aber verborgen sich schweigende grüne Gärten, da bauschen sich in den Dächern breite Dachlufen auf und türmen sich schlanke Kamine; da schieben sich braune Holzlauben und kleine Vorbauten hinaus und öffnen schiefe Treppchen den Eingang, und alles zusammen bildet für sich allein ein verräuchertes, gelbes Städtlein im kleinen. Bei Regenwetter und im Winter schauen die Schipshäuser am Wasserlaufe recht mürrisch drein und die schwarzen

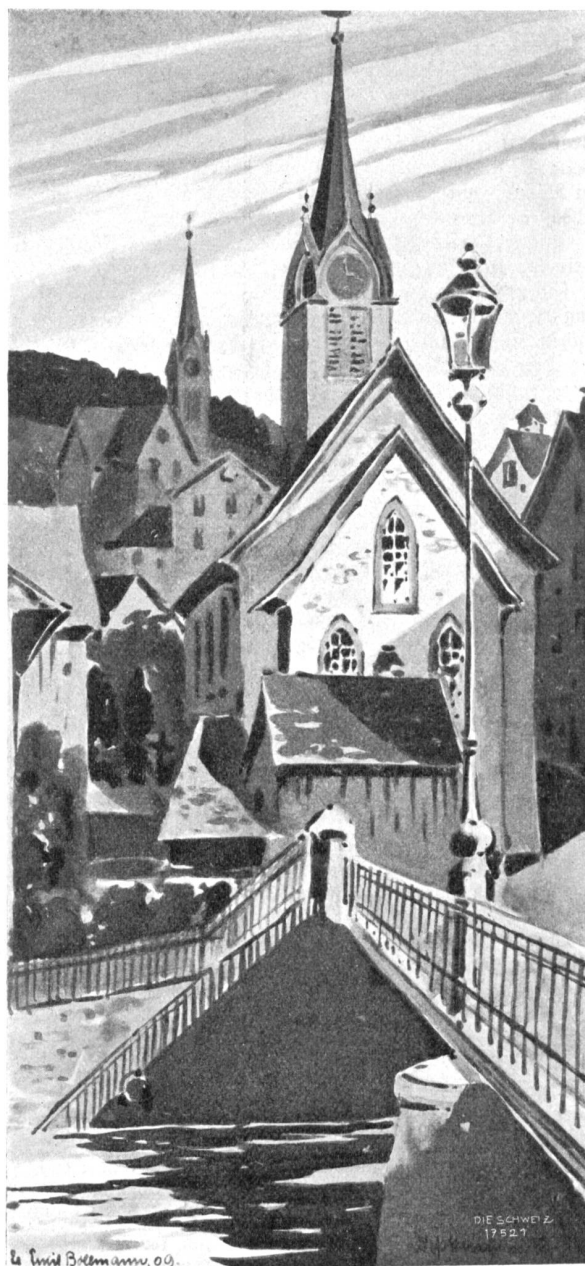
oftmals den Abendtrunk ein; die Fröhlichkeit hüpfte dann golden aus den Bechern, und anmutige Frauen taten ihr silbernes Lächeln dazu. An der Kirchweih ergögten sich die Landleute tanzend auf dem Hofe, und die Zürcher Schützen richteten droben ihren festlichen Schießplatz ein. Im nahen reichen Detenbachkloster beteten die frommen Nonnen und schritten mit weißen gefalteten Händen durch den großen Klosterhof. Es kam die Zeit, da Lavater gedankenvoll vorüberwandelte nach der Waisenhauskirche am Detenbach; es glänzten die Tage, da das schwellende geistige Leben Zürichs zu pochen begann; denn es wollte und sollte blühen. Und wechselvoll rann die Zeit vorüber. Den Schipshäusern lebt indessen die zitternde Hoffnung auf eine kommende glänzende Wandlung umsonst im steinalten Herzen; denn in jedem grünen Frühjahr, wenn die Lindenhofbäume ihre jungen Knospenaugen aufschlagen, liegen die alten Häuser noch ebenso gebückt und gebeugt am Wasser wie ehemals, sodaß man alljährlich, ja täglich von ihnen sagen kann: Weil sie nicht gefallen sind, so leben sie heute noch.

Auf dem Häusergewirr ruht oben ein verlassenes Türmchen mit stets geschlossenen Läden; die Himmelsluft ist ihm nahe, und es macht die Augen für diese Erde nimmer auf. Die aufmerkende Limmat mag das Schipstürmchen gerne. Sie kommt bei vielen Türmchen und an starken Türmen vorbei unterwegs und kennt deren Leben und Sterben; denn sie läuft nicht umsonst durch die Welt. Sie sah im heurigen Winter den kleinen

Dächer hängen tief in die harten Stirnen über den finstern Augen. Wenn aber auf einmal die gelbe Sommerjonne heiß durch die gebrechlichen Mauern rinnt, dann werden alle ihre greisenhaften Runzeln lauter kleine lebendige Lachfalten und die Häuser fangen an, vergnügliche Gedanken zu träumen, weil sie es deutlich hören, daß oben die Lindenblätter immerfort rauschen: „Es wird ein schöner Quai daraus“, derweilen jede kurze, runde Welle der Limmat vernehmlich summt: „Ein breiter Quai, ein breiter Quai!“ Damit ergeht es nämlich den lauschenden Häusern wie jenen uralten weißen Schnecken im Märchen von der glücklichen Familie, denen es als Höchstes schien, dereinst in einem Edelsteine gekocht und auf eine silberne Schüssel gelegt zu werden, wie die Leberlieferung geheimnisvoll verhieß. „Was das eigentlich bedeute, konnten sie sich nicht vorstellen, nur war es ganz entschieden etwas ausnehmend Schönes und ganz besonders Vornehmes“ — sie wußten aber nicht, daß es ihr Ende sei. Nun singt die Zürcherluft, die wichtig um die Schipshäuser streicht und die es zu wissen scheint, schon jahrzehntelang von einem prächtigen Schipsequai, sodaß sich die Häuser mit glühender Erwartung denken, es müsse einst etwas ganz Wunderbares aus ihnen werden; sie ahnen es aber nicht, daß ein Schipsequai das Ende ihrer Tage bedeutet. Stolz raunt ihnen die Chronik zu, es habe einstens auf dem Lindenhof ein königliches Schloß gestanden, und läßt ihre Hoffnung auf eine zukünftige Herrlichkeit sehnuchtsvoll sprießen. Jenes Schloß ist zerfallen und verweht; doch dem Lindenhof blieb eine reiche Königskrone aus vollen runden Bäumen, als wäre sie mit edeln Smaragden eingefast. Der Lindenkranz gab eine lustige große Laube, darunter die Bürger ihre Spiele und Leibesübungen auführten, dort nahmen sie auch

spitzigen Turm der alten Wipfingerkirche im Schnee, wie der Künstler sie reizvoll festgehalten hat, als trüge sie ein weiches wollenes Erstlingshäubchen. Es ist aber ihr starres weißes Totenkränzlein gewesen; denn sie darf das Frühjahr nicht mehr erleben, und hätte doch im kommenden Sommer schon den 206ten Geburtstag begehen können. Des Turmes Schuppenkleid ist glanzlos und grau geworden; sein Zifferblatt ist eingerostet, und die Glockenstimmen sind ausgezogen. Das bescheidene Kirchlein, das hart und fast nüchtern an der Dorfstraße liegt, steht mahnend und nachdenklich mitten im Alttag. Daneben schläft ein kleiner müder Friedhof mit ernst dunkeln Bäumen, und zwei weisse Pappeln in einem benachbarten Felde sehen aus, als gehörten sie auch dazu, weil sie so gleichfarbig und eintönig wirken wie das alte Gotteshaus. Sein einziger äußerer Schmuck ist ein Erinnerungsdenkmal aus grünem Stein, das in die graue Mauer eingefügt ist und dem Andenken eines wackern Wipfingers gilt. Neben der Kirchentüre steht in der Nische, von einem Steinfranz umgeben, die schwere, gewichtige Opferbüchse festgemauert. Vor siebenhundert Jahren schon beugten sich an diesem Orte der Menschen Kniee zu Ehren der heiligen Agnes. Hier fand sich die ihr geweihte Kapelle, die dem Chorherrenstift des Grossmünsters in Zürich zu eigen war und wohl ein friedliches frommes Dasein führte, bis die Reformation mit heißem Atem das Land durchzog und auch an der Wipfinger Kapelle rüttelte. Damals stiegen sogar drei rasche junge Leute der Gemeinde nachts heimlich in das Gotteshaus, rissen die Heiligenbilder als verwerfliche Götzen von den Wänden, zerschlugen sie in überquellendem Eifer für die gute Sache und verentkten sie stückweise in die Limmat. Als zur selben Zeit die Feier der Messe abgetan wurde, da erlosch auch der Kapelle geistiges Leben; sie blieb verschlossen und stumm am Wege. Erst nach fünfundsiebzig Jahren erwachte sie wieder, wurde sorglich hergestellt und von neuem benützt und besucht. Zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts aber mußte sie fallen; während die Gemeinde im Gange der drängenden Zeiten sich ausgedehnt hatte, war sie klein und enge geblieben. An ihrer Stelle erhob sich darauf die heutige alte Kirche, wie ein beschützendes Sternlein, das jetzt nach langem Leuchten für immer zur dunkeln Erde sinkt. Dem scheidenden Kirchlein war es noch vergönnt, seine hohe steinerne Nachfolgerin auf der Anhöhe vor dem Waldrande zu schauen, und es tat ihm wohl zu sehen, daß das neue Zifferblatt in milder blauer Farbe blinkt, die so schön und tröstlich sich ausnimmt im Sonnenlichte. Die Limmat ist auch zufrieden damit, und während sie summend und sinnend unter der Wipfingerbrücke hindurch weiterfließt ins Land hinaus, gedenkt sie nochmals der sehnsüchtigen Schipfehäuser mit einem glitzernden Lächeln.

Olga Amberger, Zürich.



Alte Kirche von Wipkingen bei Zürich (im Hintergrund die neue).
Nach Sepiazeichnung von Emil Bollmann, Zürich.

Hermann Goetz und seine „Widerspenstige“.

Nachdruck verboten.

Alle Rechte vorbehalten.

Briefe des Dondichters zur Uraufführung seines Werkes, herausgegeben von Georg Richard Kruse, Gr. Lichterfelde.

Mit fünf Abbildungen.

Bei den letztjährigen Kölner Festspielen hat die Goetsche Oper einen ganz besonders starken Erfolg gehabt und auf neue die Aufmerksamkeit auf den so reich begabten und seinem Schaffen so früh entrißenen Komponisten hingelenkt. Wenige Tage vor Vollendung seines sechsunddreißigsten Lebensjahres zerrissen die schwachen Fäden, die sein körperlich Teil an die Erde gefesselt hielten, während sein starker Geist bis zum letzten Atemzuge rastlos an seinem Lebenswerk arbeitete. Noch jünger freilich waren Mozart und Schubert gestorben; aber beiden, die bereits als Kinder zu komponieren begonnen hatten, war es vergönnt gewesen, in einer fast unübersehbaren Fülle von

Werken sich künstlerisch auszuleben, alles auszusprechen, was ihr Inneres durchglühte, sodaß man sich kaum vorzustellen vermag, wie sie selbst sich noch hätten überbieten können.

Anders Goetz, der erst nach vollendetem Universitätsstudium sich ganz der Tonkunst widmen konnte, der als Dreiundzwanzigjähriger (er war am 7. Dezember 1840 zu Königsberg i. Pr. geboren) das Sternsche Konservatorium in Berlin verließ, um als Organist in Winterthur seine Laufbahn zu beginnen, und überdies die wenigen Jahre seines Schaffens hindurch tagtäglich nicht nur mit den Sorgen einer Künstlerexistenz, sondern auch mit andauernder Krankheit zu ringen hatte. Ohne die treue Pflege